



DAS KATHARINEUM

MITTEILUNGSBLATT

für die Eltern, Schüler und Freunde unserer Schule

HEFT 37

DEZEMBER 1959

JAHRGANG 11

40 JAHRE LÜBECKER KRIPPENSPIEL



LÜBECKER KRIPPENSPIEL

DER SPIELSCHAR DES KATHARINEUMS
IN DER AEGIDIENKIRCHE
DONNERSTAG 17.12.-18^h/FREITAG 18.12.-18^h
SONNABEND 19.12.-20^h/SONNTAG 20.12.-16^h
VORVERKAUF BEI E.ROBERT UND G.WEILAND
ERWACHSENE 1.-DM / KINDER -.50 DM

Das Jubiläum dieses Jahres hat seine Besonderheit. Denn die Tatsache, daß nun seit 40 Jahren dasselbe Spiel in jeder Weihnachtszeit aufgeführt wird, hat in manchem „Neuling“ die Frage aufkommen lassen: „Gibt es denn noch immer genügend viele Zuhörer und Zuschauer, die das Krippenspiel nicht kennen?“ Doch wir haben darauf gar keine Antwort, weil die Frage selbst falsch gestellt ist. Denn in der Zahl derer, die unser Krippenspiel sehen und hören, sind diejenigen, die es noch gar nicht kennen, wohl die kleinste Gruppe. Vielmehr sind gerade die, denen das Spiel schon ganz vertraut ist, unsere treuesten Besucher.

Die Tradition, die 1920 begann, als Prof. Brockhaus mit einer Schar von Schülern der „Oberrealschule zum Dom“ das niederdeutsche Krippenspiel von Edgar Schacht zum ersten Male aufführte, ist bis heute voll von Leben und ohne jeden musealen Beigeschmack. Sie blieb ohne Bruch, als Prof. Brockhaus 1934 das Spiel zum Katharineum mitbrachte; und weder die Kirchenfeindlichkeit der ersten vierziger Jahre noch der Krieg selbst haben daran rütteln können.

Die Schar derer, die in diesen vier Jahrzehnten an dem Spiel mitgewirkt haben, ist zu einer Gemeinde geworden, einer beachtlich großen Gemeinde sogar. Kämen sie alle zusammen, die Marien, Josefs, Engel, Hirten, Wirte und Bauern, so wäre die Aegidienkirche zu klein für sie. Viele von ihnen wissen den Text auswendig; manche kann ein einziger fremder Tonfall stören. Erst mit der Aufführung des Krippenspiels ist für sie die Weihnachtszeit wirklich da.

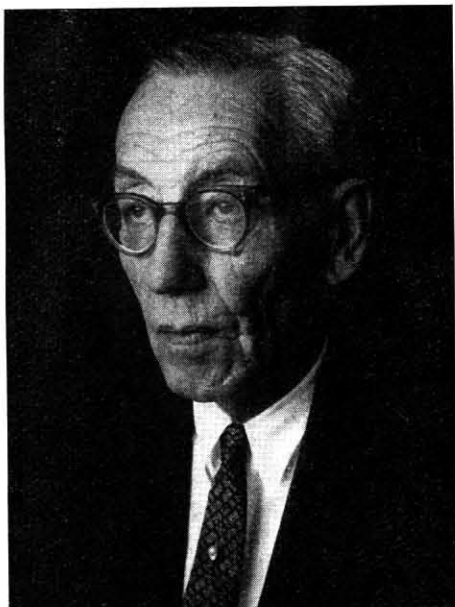
Von den Spielern ist niemals einer namentlich hervorgetreten. Jeder von ihnen muß gespürt haben, daß er an einer frommen Handlung teilnahm. Die Sache selbst nahm ihn ganz gefangen. Edgar Schacht, der das Spiel aus dem Oberdeutschen übertragen hat, ist den meisten Spielern ein fremder Name: So wenig wurde hier Personenkult getrieben. Selbst Prof. Brockhaus trat absichtlich ganz hinter dem Spiel zurück; und doch ist es ein schöner Teil seines Lebens.

„Eine Stunde tiefster Ergriffenheit und Weihe“ hatte Prof. Mahn 1920 in den „Lübeckischen Blättern“ dem Besucher zugesichert, ein Versprechen, das auch nach 40 Jahren noch gilt.

Dr. Saltzwedel

(6) WERNER BERGENGRUEN

geb. 16. September 1892 in Riga



(Foto: DPA)

In den Kreis der ehemaligen Schüler des Katharineums, die Ruhm gewonnen haben und zu Bedeutung gelangt sind, gehört auch der Dichter Werner Bergengruen.

Zwar ist er, weil sein Vater in eine andere Stadt versetzt wurde, schon mit dem Zeugnis der Obersekunda abgegangen und hat seine Reifeprüfung andernorts abgelegt; gleichwohl hat er jahrelang die Bänke der alten Schule in der Königstraße gedrückt.

Diese Feststellung wird — es sei denn, sie wissen es aus anderer Quelle — selbst jene überraschen, die den Dichter und sein Werk gut zu kennen glauben, denn, soweit man auch die Bücher Bergengruens durchforscht, man wird nicht ohne weiteres einem Hinweis darauf begegnen, daß auch Lübeck in den Erinnerungsbereich des Dichters gehört und als prägendes Erlebnis in sein Schaffen einbezogen wird.

In einem Gedicht, aus dessen Versen sehr viel Persönliches spricht, nennt Bergengruen einmal die Städte, die ihm am liebsten geworden sind: Riga, Kiew und Rom; und selbst wenn man diesen Namen jene Symbolbedeu-

tung gibt, die ihnen fraglos zukommt, so ist dennoch in dem durch diese drei Namen abgesteckten Raum kein Platz für Lübeck.

Seine Lebensgeschichte erzählt uns Werner Bergengruen selbst:

„Ich bin im Jahre 1892 in Riga geboren und studierte bis zum August 1914 verschiedene Fächer in Marburg, München und Berlin. Ich nahm freiwillig auf deutscher Seite am ersten Weltkriege teil und trat dann in die Stoßtruppe der baltischen Landeswehr ein, die in meiner Heimat den Kampf gegen die Rote Armee führte. Vom Jahre 1920 an befaßte ich mich, häufig den Wohnort wechselnd, mit allerhand journalistischen Dingen; von diesen löste ich mich allmählich, um mich ganz meinen eigenen Bemühungen zuzuwenden. Die wichtigsten Stationen meines Lebensweges hießen nun Berlin, München, Tirol, Zürich, Rom; was das Weitere angeht, so gebe ich es durchaus dem Schicksal anheim, in dessen Weisheit ich ein unbegrenztes Zutrauen setze.

Mehrere meiner Bücher entsprangen meiner nie erschöpflichen Lust am Reisen. Welches öffnende Erlebnis Italien mir war, davon zeugte manche geschriebene Seite, und nicht nur in meinen Reisebüchern.“

Auch hier also taucht Lübeck nicht einmal als Vokabel auf.

Wenn man sich nun damit nicht zufrieden gibt und hartnäckig weiterforscht, dann mögen einem vielleicht zwei kleinere Erzählungen in die Hände geraten, die dennoch eine Beziehung Bergengruens zu jener Stadt verraten, die auch eine — wiewohl von ihm selbst kaum als wesentlich empfundene — Station auf seinem Lebenswege gewesen ist, und zu jener Schule, auf der er immerhin lange Jahre verbracht hat.

Die eine dieser Erzählungen ist in dem Sammelbändchen „Begebenheiten, Geschichten aus einem Jahrtausend“ enthalten und trägt den Titel „Arge Versteigerung“. Sie beginnt: „Diese Geschichte trug sich zu, als ich in der Quarta des Katharineums war...“, und im weiteren ist die Rede von einer merkwürdigen Versteigerung, bei der die Auktionatoren die Unkenntnis eines Quartaners in Handelsgewohnheiten ausnützen, um seinem Vater, der sich aus irgendwelchen Gründen bei ihnen unbeliebt gemacht hat, eins auszuwischen. Der Vater läßt sich den Streich gefallen „aus Scheu vor Gerede und Schererei“.

Zweifel daran, ob es sich bei dem eingangs erwähnten Katharineum wirklich um das lübische Gymnasium handelt, werden schon in den nächsten Zeilen zerstreut: „Wir wohnten beide vor dem Mühlentor und hatten also für

Kaschubisches Weihnachtslied

Wärst du, Kindchen, im Kaschublande,
Wärst du, Kindchen, doch bei uns geboren!
Sieh, du hättest nicht auf Heu gelegen,
Wärst auf Daunen weich gebettet worden

Nimmer wärst du in den Stall gekommen,
Dicht am Ofen stünde warm dein Bettchen,
Der Herr Pfarrer käme selbst gelaufen,
Dich und deine Mutter zu verehren.

Kindchen, wie wir dich gekleidet hätten!
Müßtest eine Schaffelmütze tragen,
Blauen Mantel von kaschubischem Tucho,
Pelzgefüttert und mit Bänderschleifen.

Hätten dir den eignen Gurt gegeben,
Rote Schuhchen für die kleinen Füße,
Fest und blank mit Nägelchen beschlagen!
Kindchen, wie wir dich gekleidet hätten!

Kindchen, wie wir dich gefüttert hätten!
Früh am Morgen weißes Brot mit Honig,
Frische Butter, wunderweiches Schmorfleisch,
Mittags Gerstengrütze, gelbe Tunke.

Gänsefleisch und Kuttelfleck mit Ingwer,
Fette Wurst und goldnen Eierkuchen,
Krug um Krug das starke Bier aus Putzig!
Kindchen, wie wir dich gefüttert hätten!

Und wie wir das Herz dir schenken wollten!
Sieh, wir wären alle fromm geworden,
Alle Kniee würden sich dir beugen,
Alle Füße Himmelswege gehen.

Niemals würde eine Scheune brennen,
Sonntags nie ein trunkner Schädel bluten, —
Wärst du, Kindchen, im Kaschublande,
Wärst du, Kindchen, doch bei uns geboren!

BERGENGRUEN

eine beträchtliche Strecke den gleichen Schulweg. Dieser führte uns durch die Königstraße...“

Die zweite Geschichte findet sich in einer Beilage der „Bremer Nachrichten“ vom 2. November 1957 unter der Überschrift „Stummes Geheimnis“.

„Ende der neunziger Jahre“, leitet der Dichter ein, „ergab sich in einer norddeutschen Handelsstadt ein Vorfalle, der viel Aufsehen machte und ungeklärt blieb.“ Ein Primaner, das ist etwa der Inhalt der kleinen Erzählung, der als einziger von 23 jungen Leuten nicht zum Abiturientenexamen zugelassen worden ist und deshalb mit der Schule und ihren Lehrern hadert, entschließt sich, die Klassenbücher der gesamten Schule zu vernichten. „Immer deutlicher glaubte er in diesen Büchern die Instrumente, ja die Inbegriffe und verkörperten Symbole jener verruchten bürokratischen Ordnung zu erblicken, die ihm, — wie er meinte, grundlos — ein halbes Jahr seines Lebens vorenthielt.“ Er bemächtigt sich der Bücher und versenkt sie im Fluß. Allen energischen Nachforschungen der Schulleitung, der Polizei und der Öffentlichkeit zum Trotz gelingt es nicht, den Vorfall zu klären. Erst zwanzig Jahre später bekennt sich, in einem Gespräch an der kurländischen Front, der Attentäter zu jener „mythischen Untat“.

Die Identität der in dieser Erzählung geschilderten Schule mit dem Katharineum ist unbezweifelbar:

„Die Anstalt befand sich in einem weitläufigen, aus einem alten Klosterbau erwachsenen Gebäude.“

„Bisher hatte man noch, wiewohl umsonst, versucht, die Sache als internen Schulkandal zu behandeln. Von nun an war die Öffentlichkeit auch de jure zugelassen. In den Zeitungen erschienen spaltenlange Berichte. Die gesamte Bevölkerung, die in ihrem altberühmten, seit Jahrhunderten von weither mit Schülern besetzten Gymnasium etwas wie die Landesuniversität ihres kleinen Stadtstaates sah und von ihm gern als von der ‚Hohen Schule‘ sprach, nahm einen Anteil, als wäre ein Einbruch ins Rathaus oder ins Staatsarchiv geschehen.“

Nun, es mag noch mehr solcher Geschichten geben, aber man darf sich nicht täuschen, sie alle zusammen würden kaum — ebensowenig wie die erwähnten es tun — den Nachweis erbringen, daß die hansisch-bürgerlichen Traditionen Lübecks und die protestantisch-humanistischen des Katharineums für Werner Bergengruen mehr sind als lokale Reminiszenzen. Das eigentlich bedeutsame Werk des Dichters, Romane, Novellen und seine Lyrik, wird — im Gegensatz zu den Brüdern Mann etwa — von ganz anderen Kräften getragen: von der aristokratischen Kulturtradition der baltischen Ostseeprovinzen, der auch das Bürgertum der Städte dort tief verpflichtet war, und, seit seiner Konversion, von der universalen Tradition der katholischen Kirche. Diese Mischung ist es, die Werner Bergengruen zum Kündler jener „heilen Welt“ gemacht hat, die er in seinen Werken zu verkünden nicht müde wird.

Allerdings scheint bei genauerer Betrachtung das heimatlich-baltische Element zu überwiegen, und Bergengruen bestätigt diese Vermutung:

„Der Süden war mir die naturnotwendige Ergänzung zum angestammten Nordosten. Aber solchen Einwirkun-

gen zum Trotz wird man in meinen Büchern keinen stärkeren Antrieben begegnen als denen, die ich meiner baltischen Herkunft und Heimat verdanke.“

Freilich, wer einmal noch in Friedenszeiten jene weite, menschenleere und daher tief geheimnisvolle Landschaft zwischen Memel und Narva erlebt hat, die herzliche Gastlichkeit und die hohe Kultur ihrer Menschen, ihre arglose Freude am Echten und Originalen, ihre Unbefangenheit und Großzügigkeit in jedem Sinne, die jedem das zu sein erlaubte, was er war, und auch den nicht verfolgte, der das nicht vermochte, der wird Werner Bergengruen gut verstehen und begreifen, daß, wer durch dieses Land geprägt wurde, kaum noch anderen Prägekräften — und mögen sie noch so stark sein — zugänglich ist. Und man wird ihm deshalb nicht zürnen.

Dieses eindeutige Engagement — in einer Welt der um sich greifenden Neigung zum Disengagement — ist es wohl auch nicht zuletzt, das Werner Bergengruen im guten Sinne des Worts hat volkstümlich werden lassen. Es gibt keine Anthologie von Rang, die gegenwärtig ohne eine Probe seiner Lyrik auskäme, und seine Novellen und großen Erzählungen — alle seine Romane sind im strengen Sinne große Erzählungen — gehören wie selbstverständlich zur Lektüre der Mittel- und Oberstufe.

Die offiziellen Ehrungen sind begreiflicherweise nicht ausgeblieben. 1947 erhielt Werner Bergengruen den Raabe-Preis, und im Juni 1958 wurde ihm die Würde eines Ehrendoktors der philosophischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München feierlich verliehen. Prof. Hermann Kunisch, der aus diesem Anlaß die Festansprache hielt, schloß seine Würdigung des Dichters und seines Werks mit folgenden Worten:

„Wir danken mit dieser Ehrung für ein Werk, in dem Trost angeboten ist, da es verweist auf Möglichkeit und Verheißung des Heilwerdens, das aber auch Fragen aufwirft und sich ihnen stellt, deren Beantwortung unserer Zuständigkeit entzogen ist: Und das Geheimnis verbleibt.“

Werner Bergengruen, solcherart in die Denkmalspositur des Propheten gedrängt, parierte mit den Versen des Archipoeta: „Jam scire diu viguit,

Sed ludere praevaluit.“

Es sind vielleicht weniger diese Verse selbst und das damit verbundene Bekenntnis zum Archipoeta als die im weiteren erfolgende Deutung jenes Dichters und seiner Dichtung, die — zusammen mit so manchem Motto über den Kapiteln seiner Bücher — verraten, wie vertraut Werner Bergengruen mit der lateinischen Sprache und Literatur ist. Denn wer jenen mittellateinischen Dichter so großartig — wengleich in nur wenigen Sätzen — zu interpretieren vermag, der kann ihn nicht in der Übersetzung gelesen haben, der muß Latein können.

Gewiß, Werner Bergengruen mag später seine Lateinkenntnisse erweitert und vervollkommen haben, aber die Grundlagen dazu wurden in jenen Jahren gelegt, da er das Katharineum besuchte.

So rundet sich das Bild des ehemaligen Katharineers Werner Bergengruen, wobei wir freilich nicht wissen, ob er selber sich in diesen Kreis einbezogen fühlt. Gleichwohl wird er es seiner alten Schule nicht verübeln, wenn sie ihn zu den ihren zählt.

Gehrmann

D E R W I D E R H A L L

Liebe Schulzeitung!

Diese etwas simpel klingende Anrede wählte ich, um wirklich alle Mitglieder des Mitteilungsblattes ansprechen zu können, denn ich kann weder überblicken noch aufzählen, wer außer den in der Fußnote angegebenen Herausgebern und Verantwortlichen noch daran mitwirkt. Das betrifft das Substantiv der Anrede. Das Adjektiv erforderte ebenfalls einen Hinweis auf das Blatt selbst, denn ich nahm es nicht etwa als übliche Floskel, sondern weil ich „Das Katharineum“ wirklich lieb gewonnen habe und diese Liebe auch zum Ausdruck bringen will. Das zehnjährige Bestehen der Zeitschrift regte mich nun zu einer Äußerung an, die wohl nicht nur für mich selbst zutrifft.

Herr Hagelberg schreibt von Mühe, Ärger und Freude, die seine Tätigkeit jetzt 10 Jahre begleiten. Er spricht

nicht nur, er greift sogar die Ehemaligen an, die aus einer Art Verpflichtung für die Zeitschrift schreiben müßten. Man könnte daraus auf eine Interesslosigkeit der Ehemaligen an ihrer alten Schule schließen, und es muß in der Tat etwas deprimieren, wenn Jahr für Jahr, 10 Jahre lang seit Bestehen der Zeitschrift, die Schüler ihre Bildungsstätte verlassen und dann nicht mehr in Erscheinung treten; man hätte doch wenigstens von den früheren Mitarbeitern unter den Schülern einen gelegentlichen Beitrag erwarten dürfen. Aber dieser Eindruck täuscht, er ist falsch. Wer von uns allen könnte behaupten, er habe mit dem Verlassen der Schule auch jede Bindung verloren? Ein Mensch ohne Schulbildung ist heute nicht mehr lebensfähig. Und wenn wir außer dem zum Leben unbedingt Erforderlichen durch unsere besondere Schule an

die Quellen unserer Kultur und von dort den immer breiter werdenden Strom entlang bis an die Ufer des Ozeans ihrer heutigen Weite geführt werden, so entsteht damit eine Beziehung, die nicht wieder zu lösen ist. Wie stark wir alle mit der Schule verbunden bleiben, weist der Begriff Heimat auf. Wo ist unsere Heimat? Sie liegt fast immer dort, wo wir zur Schule gingen. Der Geburtsort und die Gegend der Kleinkinderzeit bleiben ohne nachhaltigen Eindruck für das spätere Leben, und wenn wir uns nach der Schule woanders ansiedeln, so kann uns die Stelle höchstens noch zur zweiten, sekundären Heimat werden. Es bedarf wirklich keines weiteren Nachweises über die Wichtigkeit und Bedeutung der Schule und die bleibende Bindung, an die wir unser Leben lang fast täglich erinnert werden. Und trotzdem lassen wir nichts von uns hören, während z. B. in der Studentenverbindung, die uns viel kürzer und mit viel geringerer Intensität beeinflusst, ein reges Leben erhalten bleibt?

Den Grund finde ich in dem Ausdruck „Entlassung“. Die Schule entläßt uns, das letzte Zeugnis ist ein Abschluß. Der Entlassene wendet sich neuen Bindungen zu, die alle nur auf der Basis der Schulzeit beruhen. Nie wieder aber ist der Einfluß auf das Leben so intensiv, nie wieder gibt es solche Zeugnisse oder Versetzungen, nie wieder ist ein Schüler in dem Maße Empfänger und der Lehrer ein Geber und Beurteiler wie in der Schule. An der Stelle dessen, was zu lernen vorgeschrieben ist, steht der freie Wettbewerb, der zwar manchmal härter ist als in der Schule, der aber meist viele Ausweichmöglichkeiten offen läßt. Wohin die Bahn des Lebens einmal führen wird, das kann der Start allein nicht sehr bedingen. Die Schulzeit hinterläßt also einen Eindruck, der das Leben lang fortwirkt, aber doch mit der Jugendzeit abgeschlossen ist.

Es bleiben viele angenehme und auch wohl einmal unangenehme Erinnerungen, es bleibt immer ein Gefühl der Dankbarkeit, aber das Interesse an der Schule kann nur das eines Gastes sein, der neugierig verfolgt, was aus der alten Anstalt wird, welche Wandlungen sie macht und in welchen Umständen sie die gleiche bleibt wie früher. Es ließe sich noch die Sorge eines jeden Staatsbürgers um die Entwicklung der Jugend anführen, aber sie bezieht sich nicht so sehr auf die eigene Schule. Mehr als Gast will wohl kein Ehemaliger sein. Gern gesehen zu sein, dürfte sich wohl jeder von uns wünschen, wenn er das „alte Gemäuer“ gelegentlich besucht. Die Schule wirbt auch um uns. Sie beobachtet uns aus menschlichen Gründen, solange die Lehrer ihre Schüler kennen, und sie ist mit Recht und im Bewußtsein ihrer Wirksamkeit stolz auf jeden Schüler, der später eine hervorragende Rolle im Leben spielt. Sie denkt in unserem Fall daran, das Ideal der humanistischen Bildung nicht nur zu erhalten, sondern noch zu verbreiten, und ihre wirksamsten Werber sind die Ehemaligen, die ihre eigenen Kinder schicken werden und außerdem über ihren Lebenskreis eine starke Wirksamkeit entfalten können.

Fast als einziges Band hält die Schulzeitung die Gesamtheit der ehemaligen Schüler beieinander und in Verbindung mit der Schule. Die Quelle, von der alle Kraft dieser Verhältnisse ausströmt, bleibt die Schule, und jeder von uns wird dankbar sein für einen Strahl, der ihn trifft. So freuen wir uns alle, wenn „Das Katharineum“ auf unseren Tisch kommt, es ist ein Bote der Heimat. Umkehren können wir das Verhältnis jedoch nicht, wir können und wollen nur noch gerngesehene Gäste in der Schule sein. Dafür werden wir den Strahl, der uns traf, fortwirken lassen in unserem Lebenskreis und ihn so verstärken und verlängern. Unsere Liebe für die Schulzeitung entspricht unserer Situation, sie ist ganz überwiegend rezeptiv, sie ist dankbar. Sie strahlt aber kaum zurück, und deswegen wird unsere aktive Beteiligung am Inhalt nur schwach bleiben. Herausgeber und Mitarbeiter bitten wir um Verständnis für unsere geringe Neigung zum Schreiben, sie mögen mit einer gelegentlichen Äußerung zufrieden sein. Wirtschaftlich werden wir auch weiterhin gern tun, was wir können. So darf ich den Dank der Ehemaligen an die Mitarbeiter, die 10 Jahre Mühe und Ärger an der Schulzeitung hatten, aussprechen; daß sie nicht nur uns, sondern auch Herrn Hagelberg an dritter Stelle Freude bringt, beruhigt uns. Auch den Jahresbericht der Schule darf ich in den Dank einschließen. Ich gratuliere recht herzlich zum zehnjährigen Geburtstag

und meine damit meine Hochachtung vor der freiwilligen und gut gelungenen Arbeit.

Dr. Carsten Groth (Abiturient 1939)
Lübeck, Beim Stadthof 23

Zu dem vorstehenden Artikel von Herrn Dr. Groth seien mir einige persönliche Randbemerkungen gestattet. Es würde mir leid tun, wenn mein „Jubiläumsaufsatz“ im wesentlichen als ein „Angriff gegen die Ehemaligen“ und nicht, wie beabsichtigt, als versteckte Mahnung oder besser noch als Bitte aufgefaßt würde. Ich wäre ein schlechter Vertreter unserer Schulzeitung, wenn ich nicht immer wieder versuchte, durch möglichst viele Beiträge aus allen Kreisen unserer Katharineumgemeinschaft eine Belebung und Bereicherung der Zeitung zu erreichen, und so sehr ich mich über den Beitrag Herrn Dr. Groths freue und seine psychologische Begründung anerkenne, so möchte ich dennoch die Hoffnung aussprechen, daß er nicht sozusagen als „Grundsatzklärung“ von den Ehemaligen ausgenutzt wird, um von jetzt an überhaupt nichts mehr von sich hören zu lassen. Die Tatsache, daß wir in der vorliegenden Ausgabe gleich drei Beiträge von Ehemaligen als Antwort auf meinen Artikel veröffentlichen können, hat mir Mut gemacht. Allen fleißigen Schreibern herzlichen Dank!

Hagelberg

Höchst persönliche Nachträge zur Geschichte des Katharineums und des „Katharineum“

Was mich veranlaßt, nun doch dem „Katharineum“ einen Beitrag zu senden, hat einen ganz persönlichen Grund. Der „Bericht über das 428. Schuljahr“ und Heft 36 des „Katharineum“ haben mir zum Bewußtsein gebracht, daß auch ich so etwas wie ein kleines Jubiläum feiern kann. Ostern 1939 kam ich in die Sexta (Gymnasialzug) der altherwürdigen Schule, 1949 legte dortselbst meine Klasse das Abitur ab, ich bedauerlicherweise drei Monate später. So hat mich der Artikel von Herrn Dr. Ludewigs „Das Katharineum in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts“ interessiert, denn als Beteiligter habe ich die Zeit während und nach dem Krieg in deutlicher Erinnerung, und ich kann nicht sagen, daß sich diese meine Schulzeit heute in einem romantischen Licht darstellt. Sie ist, kurz gesagt, ein Alptraum, ein langer, denn als Fahrschüler war ich eigentlich nur Schlafgast zu Haus, den Tag verbrachte ich auf der Straße, im Wartesaal oder in Gaststätten, in der Schule und im Zug. Ich sehe uns noch Luftschutzübungen im Sextanerhof abhalten, Lehrernamen in die rußigen Wände des Schultreppenhauses kritzeln, mit dem Magnesium einer Brandbombe den Klassenraum vernebeln und später dann mit Kochgeschirr Doppelschläge der Schulspeisung ergattern (Bohnensuppe, Milchreis, Bohnensuppe ...). Es war ein für uns so gut wie unlösbares Problem, Schule und Leben in Einklang zu bringen.

Als Sekundaner verbrachte ich das „Schuljahr“ vom Frühjahr 1944 bis Kriegsende in Wehrrerüchtigungslagern, bei Schippkommandos, dann im RAD und schließlich als Panzergrenadier in der „Großdeutschen Wehrmacht“. Dazwischen lagen jeweils einige wenige Schulwochen. Meine Schulkameraden wurden Flakhelfer, wenn sie nicht denselben „Ausbildungsgang“ durchmachten wie ich. Auf der einen Seite waren wir gut genug, um für das sogenannte Vaterland zu sterben; wir wurden ohne viel Federlesens geschliffen und militärisch dressiert. Auf der anderen Seite mußten wir Vokabeln lernen, Arbeiten schreiben und artig sein, wie es unserem Alter zukam. Einem beängstigenden Mangel an Kenntnissen in unseren Schulfächern standen starke, prägende und zum Reifwerden zwingende Lebenserfahrungen gegenüber.

Als wir nach 1945 wieder in die Schule mußten, wurde es nicht viel anders. Zu Hause gab es nichts als Maisbrot und Dorschleber (ich kam aus Travemünde) zum Essen und in der Schule lasen wir in altem Stil Plato. Wir handelten schwarz, hatten mit Recht schlechte Zeugnisse, und wir litten darunter. Aber wir konnten die Lücken nur langsam ausfüllen. In manchen Fächern (Latein) gelang es fast der Hälfte der Klasse nie. Von den dreizehn Schülern unserer Klasse waren sechs Flüchtlinge, — auch sie Gezeichnete dieser schrecklichen Zeit. Ich erinnere mich noch eines Zusammenstoßes mit einem Lehrer, der in seiner temperamentvollen Art mir eines Tages eine herunterhaute, wie man so sagt, als ich irgendetwas dazwi-

schenredete. Ich stand auf und verbat mir diese „Züchtigung“. Bei dem anschließenden Gespräch hatte ich das Gefühl, daß der Lehrer zum erstenmal eine Ahnung davon bekam, wie es in uns aussah. Ich selbst aber begriff damals, daß auch unsere Lehrer um Lebenssinn und die nackte Existenz kämpften, so daß für uns kaum noch Kraft übrigbleiben konnte. — So waren wir keine Obersekundaner oder Unterprimaner mehr, und mußten doch in der Sekunda oder Prima sitzen. Insofern war unsere Schulzeit ein System beängstigender Aushilfen, in jeder Beziehung. Und nicht um die Welt möchte ich das Hin und Her noch einmal erleben. Eigentlich war erst das letzte Jahr einigermaßen ruhig und von konzentrierterer Arbeit erfüllt. Nun erst wurde unsere heterogene Klasse zu einer Art Gemeinschaft. Wir begannen uns für das Schulleben zu interessieren. Wir stellten die erste Schülervertretung. Wir halfen das erste Schulfest gestalten im Jahre 1948, meine Wenigkeit wurde der erste „Nachkriegsmaigraf“. Wir gründeten die erste Schulzeitung, die „Glocke“, die ihren Namen von vervielfältigten Schreibmaschinenheften der Jahre 1946/47 herleitete, Blättern, die von den Kriegsabiturienten während ihrer Nachholkurse herausgegeben worden waren.

Wenn dieser erste Abschnitt persönliche Anmerkungen zu dem Thema Katharineum im zweiten Weltkrieg und in der Nachkriegszeit in dem Aufsatz Dr. Ludewigs enthält, so ist mit dem Namen der Schulzeitung am Katharineum, „Die Glocke“, mein anderer Ansatzpunkt gegeben. In dem schon genannten „Katharineum“ vom Oktober 1959 kommt die „Glocke“ doch etwas schlecht weg. Ich erlaube mir zu zitieren: „... und einige von ihnen stützten sich dabei auf die Erfahrung, die man mit der ‚Glocke‘, einer früheren, nach einigen Jahren wieder eingegangenen Zeitschrift des Katharineums, bereits gesammelt hatte.“ An Tatsachen ist dazu zu sagen: Das erste Heft der „Glocke“ erschien im Februar 1948. Als „Herausgeber und Lizenzträger“ zeichnete Dr. Fritz Jung. Das zweite Heft erschien mehr als ein halbes Jahr später, im Oktober 1948. Ich glaube, weitere Nummern sind überhaupt nicht erschienen. Heft 1 behandelte u. a. folgende Themen: Wir Jungen und die Moral; Musik und Schule; Gedanken zu Thornton Wilders „Wir sind noch einmal davongekommen“; Die Troerinnen von Euripides (die letzten beiden Artikel waren Berichte über zwei Aufführungen der Hamburger Kammerspiele in Lübeck, die zu den erregendsten geistigen Ereignissen der Jahre 1947/48 zählten); Im St.-Michaels-Haus in Hamburg-Blankenese. Heft 2 brachte folgende Schüleraufsätze: Wie gibt sich der Engländer in seinem eigenen Land?; Ferienlager an der Ostsee; Lagerzeit — schöne Zeit; Gang durch die Marsch; Von der Stille; dazu Bilder vom ersten Schulfest. Ich finde nicht, daß diese Aufsätze sich so sehr von denen des „Katharineum“ unterscheiden. Freilich war alles viel individualistischer, von ganz persönlichem Erleben und dem Mut zum Selbständigen getragen. Aber das hing vor allem auch daran, daß das Schulleben noch keine feste Kontur besaß, es war — nicht zuletzt auch räumlich — aufgespalten, ja es bestand im Grunde überhaupt noch nicht. Die Schulgemeinschaft, die sich in Lehren und Lernen spannungsvoll ergänzen sollte, war erst im Entstehen. An den Themastellungen von Heft 1 und 2 der „Glocke“ kann man dies Wachsen sogar ablesen. Im wesentlichen hing es am einzelnen Lehrer oder Schüler. Auch diese erste Schulzeitung stellte die Arbeit einiger weniger Schüler dar, nicht zuletzt beruhte sie auf der geistvollen und toleranten anregenden Kraft Dr. Jungs, dem nicht nur ich Entscheidendes verdanke. Und so möchte dieser kleine Nachtrag gerade auch diese Bezeugung des bedeutenden Menschen und Lehrers nicht so einfach im Vergessen belassen, sondern wieder ins Bewußtsein des Katharineums heben, sei sie für den Menschen Dr. Jung auch noch so unwesentlich. Mir jedenfalls will es scheinen, als läge gerade in der Nebensächlichkeit dieser Zeitungsgründung etwas, das im Bild Dr. Jungs nicht fehlen sollte. Er konnte immer dem Wert beimessen, was der Bildung im ursprünglichen Sinne diene. Und schließlich ist es vielleicht nicht ganz falsch, wenn ich meine, daß das wohlorganisierte und offenbar gutsituierte „Katharineum“ nicht ohne diesen unvollkommenen, aber mit ganz persönlicher Begeisterung vorgetragenen ersten Entwurf einer Schulzeitung denkbar ist.

Dr. Jens Christian Jensen (Abiturient 1949)
Heidelberg, Kurpfälzisches Museum

Erinnerungen

In dem Artikel über das „alte“ Schulfest steht zu lesen, daß die „Großen“ vielfach nichts zu tun hatten und sich langweilten. Das haben wir früher nun wirklich nicht gekannt. Damals — es war in der Zeit vor 1914 — gab es nicht ein besonderes, ganz woanders stattfindendes Tanzfest. Das Tanzen begann schon am Nachmittag, so etwa um die Kaffeezeit. Dann waren die Familien mit den Töchtern allmählich in Israelsdorf angekommen und es wurde schon vergnügt getanzt und zwar, wenn es nicht regnete, draußen im Freien, wo in der unmittelbaren Nähe der Forsthalle eine Tanzfläche war. Weil einmal irgendein Fremder, der nicht zur Schule gehörte, mitgetanzt hatte, wurde ein Schild angebracht: „Nur für Kinder“. Das nahmen einige Primaner übel und malten ein dickes Fragezeichen dazu. Dies wiederum veranlaßte Professor Hoffmann, mit Bleistift den Satz über das Wort „Kinder“ zu schreiben: „So ihr nicht werdet wie ...“ Ich vergaß das nie, denn in demselben Augenblick muß ich wohl gerade dagestanden haben und Hoffmann machte mich sehr stolz auf sein Geschreibe aufmerksam.

Überhaupt Hoffmann, Hans Nau nannten wir ihn, was wohl allgemein bekannt sein dürfte, ihm verdanke ich doch eine Menge. Besonders kann ich wohl sagen, wenn ich als „Humanist“ heute noch so eine große Liebe zu neuen Sprachen habe, so verdanke ich das unserem lieben Prof. Hoffmann. Er war wohl der erste, der mit uns soviel wie möglich in den Stunden französisch und englisch sprach, was heute m. W. doch selbstverständlich ist. In einem Punkt hat er nicht ganz recht behalten. Er sagte mal: Sie werden im Leben eher Englisch sprechen müssen als Latein. Bei mir war das gerade umgekehrt. Ich war als Student in Innsbruck, wo ein Teil der theologischen Vorlesungen auf Latein gehalten werden. Auch war ich da mit vielen Ausländern zusammen, mit denen wir in der Tat bisweilen lateinische Konversation machten. Es ging nach einiger Zeit sogar ganz gut. Dennoch habe ich dann doch auch wieder mal an Prof. Hoffmann denken müssen, besonders bei meinen häufigen Besuchen in England, wo ich im Lauf der Jahre viele freundschaftliche Beziehungen angeknüpft habe. Als ich dann vor einigen Jahren auf Bitten eines Mitbruders es sogar wagte, eine englische Predigt zu halten, da hab ich am Schluß gedacht, das hätte Hans Nau eigentlich erleben müssen! —

Zum Schluß möchte ich den Ruderern noch ein echtes Hoffmannswort zurufen, das ich aus seinem Munde selbst gehört habe: „Sie fragen, wie lange man im Jahre rudern soll? Rudern Sie nie länger als bis zum 31. Dezember und fangen Sie nie vor dem 1. Januar wieder an!“

Pfarrer Richard Classen
Bremerhaven-M., Wiener Straße 10

Noch ein Brief:

Wer will nach Finnland?

Den folgenden Brief erhielten wir von den beiden finnischen Lehrerinnen, die im Sommer am Katharineum zu Gast waren. Die Redaktion

Obleich die Polardunkelheit schon hier im Norden immer mehr und mehr zunimmt, kehrt unser Gedanke oft nach Deutschland zurück, wo wir finnischen Deutschlehrer im letzten Sommer so schöne Tage erlebten. Wir, die wir die Ehre und Freude hatten, Ihre alte Kulturschule, das berühmte Katharineum, zu besuchen, möchten noch aufs herzlichste für die freundliche Aufnahme danken. Wir sahen während unseres Aufenthaltes in Deutschland viele wunderschöne moderne Schulen, aber die Erinnerung an das Katharineum werden wir als die liebste unserer Reise behalten. Wir gedenken der angenehmen Stunde in dem Amtszimmer des Oberstudiendirektors, der exemplarischen Lehrstunden und der netten Schüler und Schülerinnen. Wenn etwa einige Schüler oder Schülerinnen des Katharineums in Korrespondenz mit denen unserer Schulen treten und in der Folge einmal unser nordisches Land besuchen möchten, fügen wir unsere Anschriften hinzu. Alles Gute dem alten Katharineum, seinen Lehrern und Schülern!

Laila Lakkala Studiendirektorin
Rataväli D 12, Oulu (Finnland)
Hilja Katariina Vuola, Oberstudienrätin
Teinikatu 4, Raaha (Finnland)

Ein Raum, den ich lieb gewann

Die Glut der Zigarette beleuchtet spärlich das Zifferblatt meiner Uhr. Mir ist kläglich zumute, denn morgen früh muß ich wieder nach Lübeck zurück. Ich stehe auf dem ehemals Angres'schen Hof* und denke daran, wie schnell die Ferien vergangen sind. Ich habe jetzt nichts mehr zu tun, als meinen Freunden Lebewohl zu sagen. Später!

Es ist ziemlich kalt draußen und deshalb öffne ich die schwere Bohlentür und gehe in den Stall, weil es dort wärmer ist.

Es ist nicht das erstemal, daß ich einen Stall betrete, aber heute tue ich es mit einem ganz anderen Gefühl und bewußter. Denn morgen muß ich fort, und wer weiß, ob ich hier noch einmal herkomme ...

Ich sehe mich um: vier Wände, glatt und dunkelweiß, drei Türen, eine Heuluke, ein paar Boxen für das Vieh. Interessant? Nein, keineswegs. Schön? Wohl kaum! Aber was ist dieser Stall, in dem zu Hunderten wohlgenährte Fliegen herumsurren, dann?

Langsam lasse ich meinen Blick weitergleiten. Unter der Bohllendecke, durch deren Ritzen vereinzelt Heu- oder Strohhalme hängen, zwischen denen Spinnen ihre Netze ausgelegt haben, läuft ein langer und dicker Eichenbalken entlang. Er ist im Laufe der Zeit ziemlich schwarz und hart geworden. In unregelmäßigen Abständen kleben Schwalbennester daran, die um diese Zeit allerdings schon leer und verlassen sind. Der Balken ruht auf zwei starken Holzpfählern, die in halber Höhe blankgescheuert sind. Die Kühe reiben sich nämlich immer daran, wenn sie an ihre Plätze getrieben werden. Oben an jedem Pfeiler hängen zwei Melkschemel. Vom vielen Gebrauch sind ihre Sitzflächen auch blankgewetzt.

Auf dem Gang, der mitten durch den Stall läuft, steht alles mögliche herum: Tränkeimer, Arbeitsschuhe, eine Drangtonne, Forken, Stallbesen und Schaufeln; dazu eine Futterkiste und ein prallgefüllter Sack. Ohne hineingesehen zu haben, weiß ich, was er enthält: Hafer. Das war nämlich schon vor hundert Jahren so: steht ein Sack neben der Futterkiste, dann ist Hafer darin.

Mein Auge bleibt auf einem großen Zinkkessel haften, der auf einem Gestell steht und kippar ist. Donnerwetter, denke ich, sie haben sich einen neuen Kartoffeldämpfer angeschafft!

Über dem Dämpfer hängt ein grüner Blechkasten, der wie eine Höllemaschine tickt. Ruhig und gleichmäßig schlägt der Zerhacker für den Elektrozaun.

Natürlich hat ein Stall auch Fenster. Manche Scheiben fehlen und der Rahmen ist dort mit Stroh ausgestopft. Ist halt Ostzone, denke ich. In den Ecken der vorhandenen Scheiben wachsen grüne Algen. Das kommt von der ewig feuchten Luft. Ein paar bunte Schmetterlinge, die die Stallwärme offenbar lieben, sitzen an den Scheiben oder gaukeln träge davor auf und ab.

Mehr kann ein Stall nicht bieten. Oder doch? — Mir ja. Denn ein Kuh- und Pferdestall besteht doch nicht nur aus vier Wänden und einem Dach darüber! Das wäre ja wie ein Soldat ohne Gewehr! O nein, zu einem Stall gehört nicht nur totes, sondern auch lebendes Inventar: Pferde, Kühe, Schafe und Schweine. Letztere mag ich übrigens nicht, denn sie sind unbeherrscht wie kleine Kinder: wenn sie hungrig sind, fangen sie an zu schreien.

Es herrscht in der Tat ein derart infernalisches Gequieke im Stall, daß ich um meine Trommelfelle fürchten muß. Auch Kühe und Schafe machen sich ab und an bemerkbar. Es ist nämlich Futterszeit.

Wenn man Bekannte verläßt, verabschiedet man sich. Wenn man gute Freunde verläßt, fällt der Abschied sogar schwer. Verläßt man ein Stück Vieh ...

Ich werfe die Zigarette in die Jaucherinne und sammle Kraft. Dann wende ich mich den Pferden zu. Als ich ihnen mit der Hand durch die Mähne fahre, wenden sie mir ihre Köpfe zu. — Merkwürdig tief sind Pferdeaugen!

*) Der Verfasser besuchte in den Herbstferien seinen väterlichen Hof in der Nähe von Greiðswald.

— Ich lege den Pferden meinen Arm um den Hals und sie beginnen leise zu schnauben und mit den Ohren zu spielen. Der Fuchs reibt dann seine Nase an meinem Gesicht. Um meine Rührung zu verbergen, reiße ich mich los. Die beiden Tiere sehen mir verständnislos nach.

Dann kommen Erinnerungen über mich. Vor wenigen Tagen noch bin ich herrlich aufgeregt in diesen Stall gerannt, habe den Pferden die Geschirre übergeworfen und sie ruck-ruck aufgezümt und dann flink vor den Wagen gespannt. Hinaufgeklettert und fort wie die wilde Jagd. — Vor fast zehn Jahren noch lagen unser Knecht und ich hier im Pferdestall auf einem Bund Stroh. Er schnitzte mir aus Futterrüben Köpfe und erzählte mir merkwürdige Geschichten dabei, die meistens von einem Fohlen mit vier Köpfen handelten. Fast jeden Abend war das so. — Manchmal habe ich auch spaßeshalber eine Kuh halb ausgemolken und die warme Milch irgendeinem Kalb gegeben.

Plötzlich wundere ich mich gar nicht mehr, warum mir dieser Stall so ans Herz gewachsen ist: weil hier das Leben in seiner klarsten und reinsten Form vor sich geht. Echtes, ungezwungenes Leben: es wird gezeugt, geboren und gestorben. Fast gleichzeitig. Es kann passieren, daß sich ein Pferd todkrank an Kolik auf seiner Strohschütte wälzt, während gleich nebenan eine Sau ein Dutzend rosige Ferkel wirft.

Ein Stall ist nicht eines jeden Fall: es riecht darin nämlich nicht gut; genauer gesagt, es stinkt! Und Mist sieht auch nicht sonderlich ästhetisch aus.

Mit einem Male lache ich leise vor mich hin. Mist, denke ich, du sagst noch Mist! Sie haben dich also nicht untergekrigelt, die Burschen in der Stadt.

Aber von außen ist ein Stall sauber, glatt und verputzt. Wie ein Mensch. Hat man Gelegenheit, einmal hinter die Fassade zu gucken, erhält man meistens einen anderen Eindruck. Ich bemühe mich, mir Klarheit zu verschaffen, warum ich diesen Stall so liebe. Ich zerbreche mir fast den Kopf. Trotzdem kann ich zu keinem Ergebnis kommen. Darüber bin ich glücklich, weiß ich doch jetzt, daß ich ihn wirklich liebe. Denn hätte ich mir eine Antwort geben können, hätte ich gewußt, daß ich keine Liebe für den Stall empfinde, sondern höchstens ein Interesse aus irgendwelchen Vernunftgründen zeige.

Das Wort Stall ist bestimmt eins der profansten Wörter unserer Sprache. Zum mindesten für die meisten Menschen. Für mich aber bedeutet es etwas anderes. Ich möchte fast sagen:

Heimat und Leben — oder Frieden.

Ingo Angres, U 1 c s

Geschichten von St. Katharinen

Vom Wind und einer armen Seele

Jeder, der öfter einmal an unserer alten Katharinenkirche vorbeikommt, der vielleicht auch bei Regenwetter mit aufgespanntem Schirm dort an der Haltestelle gestanden hat, weiß, daß an dieser Ecke ein starker Wind von ganz besonderer Art weht. Das hat natürlich seinen besonderen Grund.

Es war vor langer Zeit. Damals erschienen plötzlich in einem Haus in Lübeck zwei Herren. Der eine war der Tod; und der andere ließ ihm bereitwillig den Vortritt, denn er hatte es nur auf die arme Seele abgesehen. Verständlicherweise wird die Seele einen großen Schreck bekommen haben, als sie hörte, daß der Teufel höchstpersönlich erschienen sei, um sie abzuholen.

Satan nahm also die arme Seele mit. Als die beiden an der Katharinenkirche vorbeikamen, bat die Seele, sie möchte in der Kirche noch ein Vaterunser beten. Der Teufel hatte wohl einen guten Tag, jedenfalls ließ er die Seele in die Kirche — er selbst durfte ja leider nicht mit. Er begann, um die Kirche zu sausen, denn er hatte entdeckt, daß die Kirche mehrere Ausgänge hatte, und die

Seele durfte ihm nicht entkommen. Weil aber die arme Seele bis heute nicht aus der Katharinenkirche herausgekommen ist, saust der Teufel immer noch um den alten Bau...

Und der „Wind“ läßt seine Wut an den Hüten und Regenschirmen der unschuldigen Lübecker aus.

Der Mord an der Katharinenkirche

Die Sache mit der armen Seele war nicht die einzige mit St. Katharinen zusammenhängende Angelegenheit, bei der der Teufel seine Hand im Spiele hatte. Diesmal aber will ich das Wort dem Moritatensänger geben; und so folgt:

DIE ERSCHRÖCKLICHE MORITAT / VOM GEWALTSAAMEN TODE / DES HERREN NICOLAUS JUNGIVS / PRAECEPTORS AN DER ALTEHRWÜRDIGEN / GELEHRTENSCHULE ZU SANKT KATHARINEN / WIE SICH DIESELBE / ANNO DOMINI 1590 / IN DER HOCHWOHLLÖBLICHEN FREIEN UND HANSESTADT LÜBECK / VOR DER KATHARINENKIRCHE / DES NACHTS IN WAHRHEIT ABGESPIELET.

Grau und dunkel lag das alte Kloster
Und die Straßenlaterne brannte nicht,
Nur der Mond schien über dem alten Kloster,
Aber heller machte er es nicht.

Es bogen um die Ecke bei der Kirche
Drei Männer in die Königstraße ein,
Sie hatten sich zusammen amüsiert
Und wollten nun recht bald im Hause sein.

Die Kirchenuhr von St. Marien schlug zwölf,
Die Männer sagten sich: Es ist schon spät,
Wir wollen voneinander uns jetzt trennen,
Damit ein jeder schnell nach Hause geht.

Ein dunkler Gang gleich neben der alten Kirche
Führt zu der Wohnung hin des einen Herrn,
Die andern gingen eines andern Weges,
Jedoch allein ging er da gar nicht gern.

Er wollte grad den dunklen Gang betreten,
Da hört man hinter ihm 'nen leisen Schritt,
Es nähert sich ein Mann mit dunkler Maske,
Und einen Dolch führt er auch bei sich mit.

Er nähert sich mit furchtbar leisen Schritten,
Und schließlich ist er ganz nahe heran,
Er nimmt das Messer, stößt's dem andern in den Rücken,
Und mit 'nem lauten Schrei fällt um der arme Mann.

Der Mörder beugt sich schnell noch einmal nieder,
Und als genau den Sterbenden er sieht,
Ruft er erschreckt: Euch wollt ich gar nicht treffen!
Und wendet sich. Und schnell er dann entflieht.

Der eine doch von seinen beiden Freunden,
Der hatte seinen lauten Schrei gehört,
Und weil er sich nichts Gutes dabei dachte,
War er sofort daraufhin umgekehrt.

Doch konnte man ihm keinen Dienst mehr tun,
Als zu begraben ihn, es war schon alles aus...
Und so geschah es fünfzehnhundertneunzig
In Lübeck dort an jenem alten Haus.

Günther Jaacks, U 1 b g

SCHULCHRONIK

Vom Herbst bis Weihnachten

Reformation in St. Katharinen

Seit einem halben Jahr nun gehen wir montags vor dem Unterricht in die Katharinenkirche, um dort unsere Morgenandacht zu halten, und auch der langsam einbrechenden Kälte halten immer noch rund zweihundert unentwegte „Frühaufsteher“ tapfer stand. St. Katharinen ist in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit zu „unserer“ Kirche geworden, und so war es eigentlich auch selbstverständlich, daß in diesem Jahr zum ersten Male dort unser Reformationsgottesdienst abgehalten wurde. Doch so ganz selbstverständlich und einfach, wie es dem Unbeteiligten scheinen könnte, war das doch nicht. Es war ein großes und nicht ganz einfaches Unternehmen, St. Katharinen zu einem Festgottesdienst für tausend Menschen herzurichten, aber es war eine schöne Aufgabe, besonders da sich sehr viele Schüler als Helfer zur Verfügung stellten.

Die Kirche wurde gründlich gesäubert, 700 Stühle wurden aus der Schule hinübertransportiert, aus dem Dom wurden Paramente, aus St. Jakobi Leuchter und von der katholischen Kirche Altarschmuck geliehen, Lautsprecher wurden installiert und Chor und Orchester probten stundenlang — kurzum, jedermann trug dazu bei, St. Katharinen gastlich herzurichten.

Wer die etwas leere und dunkle Kirche vorher gekannt hat und dann den herrlichen Gottesdienst im Blumenschmuck und Lichterglanz miterlebte, der merkte wohl, daß zu diesem Tage etwas Besonderes geschehen war. Aber wir wollen nicht vergessen, daß auch in Zukunft noch viel für St. Katharinen getan werden muß.

Wie einst die Mönche

Bald kann derjenige, der Lust dazu verspürt, wie einst die Mönche, in unserem alten Kreuzgang umherwandeln und meditieren. In absehbarer Zeit soll nämlich dieser schöne alte Teil unserer Schule umgebaut und verschönt werden, die häßliche Tür beim Chemiesaal soll verschwinden und ebenso die noch allzu deutlich sichtbaren Reste der alten Knabentoilette. Außerdem soll ja der alte Sextanerhof, der hoffentlich bald Primanerhof heißen kann, hergerichtet werden, nachdem 10 000 DM aus der Dr. h. c. Bernhard Dräger-Stiftung zur Verfügung stehen. Diese Ecke wird bestimmt zu einem Schmuckstück unseres Gebäudes werden, und wenn dann noch zu Ende des Kreuzganges der alte Durchgang zur Katharinenkirche wieder aufgebrochen würde, dann könnte man wohl in stillen Stunden noch den Tritt der wandelnden Mönche hören, die zum Stundengebet hinüber in die Kirche ziehen.

Schillerjahr 1959

Am 8. November, dem Vortage des 200. Geburtstages unseres großen Dichters Friedrich Schiller, fand eine Gedenkfeier unserer Schule in der Aula statt, zu der Ehemalige, Senatoren der Hansestadt und die Oberstufe unserer Schule geladen waren. Nach einleitenden Worten des Herrn Direktor musizierten, wie vor 100 Jahren bei einer Feier aus demselben Anlaß, Chor und Orchester Zelters Kantate „Die Gunst des Augenblicks“, nach Worten von Schiller. Die Festrede, die auf vielfachen Wunsch im nächsten Jahresbericht vollständig abgedruckt wird, hielt Herr Dr. Lemke, in der er ein umfassendes

Bild der großen Persönlichkeit Schillers zeichnete und vor der Einseitigkeit der Betrachtung warnte.

Es war schade, daß die Feier nach der Rede eigentlich ohne rechten Schluß beendet wurde. Es wäre bestimmt eine schöne Abrundung der Feier gewesen, wenn das Orchester zum Schluß noch musiziert hätte.

Im Geiste sieht man schon den Wald

Seit einiger Zeit besitzt auch unsere Schule, ohne daß dies viele von uns merkten, einen Schulwald, und zwar am Traveufer in der Nähe des Gasometers. Dieser Schulwald ist allerdings noch kein Wald, nicht einmal ein Wäldchen, sondern allenfalls der Anfang einer Aufzucht. Unter der Leitung von Herrn Schwedesky und Herrn Dr. Lefeldt zog eines Tages im November die O III b g hinaus und pflanzte etwa sechzig junge Pappeln auf diesem Gelände, das ein aufgeschüttetes Sumpfgelände ist und durch unseren „Wald“ urbar gemacht werden soll. Der Anfang für die Schaffung eines Waldes ist nun gemacht und es bleibt die Aufgabe der kommenden Schülergeneration, die jungen Pappeln zu großen, stattlichen Bäumen heranzuziehen. Jetzt sind es nur einige dünne Bäumchen, doch in gut dreißig Jahren kann man hierhin pilgern und im Schatten unseres Schulwaldes picknicken, denn schon heute hört man im Geiste den Wald rauschen.

Saure Wochen — frohe Feste

Dieses Goethezitat könnte über den vergangenen Wochen stehen, denn die sauren Wochen der Schulzeit wurden durch eine Reihe froher Feste unterbrochen. Da ist vor allem neben den vielen Klassenveranstaltungen und dem Riegentanzabend das Fest zu nennen, das die Primaner für die Ehemaligen im Holstentor-Restaurant gaben. Da dies ein erster Versuch ist, darf man an die Gestaltung nicht allzu strenge Maßstäbe legen, aber wenn es einmal ein wirkliches, repräsentatives Fest werden soll, das die jetzigen für die ehemaligen Schüler geben, dann muß doch gesagt werden, daß die Schüler (und zwar alle!) sich wesentlich mehr den Kopf über eine festliche Gestaltung dieses Festes zerbrechen sollten.

Und zum Schluß...

... sollen nicht nur diejenigen unter uns, die bis Ostern einen kräftigen Endspurt nötig haben, traditionsgemäß mit guten Wünschen bedacht werden, sondern vor allem sollen unsere Oberprimaner, die nach Weihnachten ins Abitur steigen, die Gewißheit haben, daß alle Leser unserer Schulzeitung ihnen die Daumen drücken werden. Doch dies allein reicht leider nicht ganz aus!

Wolf-Dieter Hauschild, U 1 b g

Aus dem Kollegium

Studienrat Hillmann, der seit dem 1. April 1955 als Altphilologe an unserer Schule tätig war, wurde zum Oberstudienrat ernannt und an das alte Gymnasium in Flensburg berufen. Das Katharineum dankte ihm in einer Abschiedsfeier für seine erfolgreiche Tätigkeit.

Am 1. 12. 1959 wurde Herr Studienrat Rüdiger Schröder (Lat., Gr.) vom Alten Gymnasium in Flensburg an das Katharineum versetzt.

Am gleichen Tage wurde Fräulein Marianne Elzière als französische Assistentin dem Katharineum durch den Pädagogischen Austauschdienst in Bonn zugeteilt.

D A S F O R U M

An dieser Stelle unserer Schulzeitung werden sich in Zukunft Schüler, Lehrer und Ehemalige zu bestimmten, vorher bekanntgegebenen Themen in kurzen Beiträgen äußern können.

Traditionen in der Schule — Bindung oder Fessel?
soll das erste Thema heißen.

Bis zum 20. Februar 1960 erwarten wir viele möglichst vielseitige Beiträge für unsere Schulzeitung.

Nimm auch Du, lieber Leser, diese Gelegenheit wahr, Dich in Deiner Schulzeitung äußern zu können!

Wolf-Dieter Hauschild (U 1 b g)

Stilblüten

Unterprima

Geschichte:

„Napoleon hatte versucht, in Ägypten Fuß zu fassen, wie einst Rommel.“

Latein:

(Übersetzung aus Ciceros „Staat“ über die Aufgaben des Staates): „... er bietet keine Ruhe für einen stillen Ort.“

Latein:

„Cicero ist ja bekanntlich Elektriker“ (gemeint ist Eklektiker).

Deutsch:

„Nun aber sah Lessing sich gezwungen, erneut am Hungertuch zu nagen.“

Deutsch:

(Problematik von Lessings „Emilia Galotti“): „Ein bürgerliches Mädchen gerät in das Getriebe des Adels.“

Deutsch:

(Bei der Lektüre der „Antigone“ über Haimon): „Er liebt die Antigone und trägt dies nicht.“

Religion:

(Als ein Schüler bei der Lektüre des griechischen Neuen Testaments die Lutherübersetzung danebenliegen hat): Pastor entsetzt: „Ein guter Theologe sollte niemals in ein Neues Testament sehen!“

Volltreffer

Obersekunda:

Deutschaufsatz über das Nibelungenlied. Es handelt sich um die Begegnung zwischen Kriemhild und den Burgunden am Hunnenhof:

„Von großem Eindruck ist nun die feindliche Begrüßung, bei der Hagen mit einer unerhörten Kaltblütigkeit gefährlich mit dem Pulverfaß herumspielt, das zu jeder Zeit in Form der fünfzig sich vor ihm scharenden Hunnen hochgehen kann.“

Hagelberg